AHMAD MASOOD / REUTERS

**Trauernde Anhänger mit einem Plakat des Attentatsopfers Rabbani:** *„Es wird Zeit, die Taliban zu schlagen“*

AFGHANISTAN

# Wilde Teufel

Nach der Ermordung des früheren Präsidenten Rabbani schwört dessen Gefolgschaft Rache. Mit dem Abzug der Nato droht der nächste Bürgerkrieg.

Solch einen Zirkel exklusiver Gäste hatten die Kabuler lange nicht mehr gesehen: Viele der Männer, deren Truppen vor zehn Jahren die afghanische Hauptstadt befreiten, waren vergangenen Dienstag ins vornehme Viertel Wazir Akbar Khan gekommen.

Vizepräsident Marschall Mohammed Fahim war da, Energieminister Ismail Khan, der ehemalige Präsidentschaftskandidat Abdullah Abdullah und Atta Mohammed Noor, der Gouverneur der Provinz Balkh. Es waren die einstigen Führer der legendären Nordallianz, die in den neunziger Jahren Zentrum des Widerstands gegen die Taliban gewesen war. Fahim amtierte damals als ihr Geheimdienstchef, Milizenführer Khan war als „Löwe von Herat“ berüchtigt, Atta ein mächtiger Kommandeur, Abdullah der Außenminister der Nordallianz.

Nun standen die vier in Kabuls Straße Nr. 10, die tschechische Botschaft im Rücken, und blickten auf die zweistöckige Villa von Burhanuddin Rabbani, 71. Der Theologieprofessor, neun Jahre lang Afghanistans Staatsoberhaupt und der geistige Führer der Nordallianz, war zwei Stunden zuvor ermordet worden. Von einem Selbstmordattentäter, vermutlich aus den Kreisen der Taliban. In seinem Haus.

An einer Mauer hing ein schwarzes Tuch, ein Imam trug Koranverse vor. Geistliche und Stammesführer, Regierungsbeamte und Mitglieder der Rabbani-Partei Jamiat-i-Islami drängten sich in der Gasse, es war nicht ermutigend, was sie da miteinander besprachen.

Von den „brutalen Feinden Afghanistans“ war die Rede, vom „Chaos“, in dem das Land nun enden werde, und von der Sinnlosigkeit aller Friedensgespräche mit den Taliban. „Wie haben wir nur in Verhandlungen mit diesen wilden Teufeln einwilligen können?“, empörte sich Atta, die Taliban brächten doch nach und nach alle früheren Nordallianz-Führer um.

Mischte sich da in die Trauer auch Kritik an dem gerade Ermordeten? Rabbani war Chef des „Hohen Friedensrates“ gewesen, den Präsident Hamid Karzai vor knapp einem Jahr berufen hatte – eines 70-köpfigen Gremiums, das unabhängig von der Regierung Gespräche mit den Taliban vorantreiben sollte.

**Siedlungsgebiete**
von Paschtunen und Tadschiken in Afghanistan

Rabbanis Wahl sah damals wie ein kluger Schachzug Karzais aus. Er war Tadschike wie die meisten in der Nordallianz, jedoch kein Militär. Er hatte in Kabul islamisches Recht gelehrt, während der sowjetischen Besatzungszeit lebte er in Pakistan. Dort beschaffte er Waffen und Geld für die Mudschahidin und wurde einer der ideologischen Führer des Widerstands – nach dem Fall des kommunistischen Regimes bestimmte ihn eine Wahlversammlung zum Präsidenten des Islamischen Staates Afghanistan. Als er 1996 vor den Taliban ins nordöstliche Badakhshan flüchtete, blieb er formell Staatsoberhaupt, ein Amt, das er 2001 Karzai übergab.

Amerikaner wie Europäer hatten in letzter Zeit verstärkt Kontakte zu den Taliban gesucht, glaubten jedoch, ohne afghanische Beteiligung seien die Gespräche wenig wert. Der Tadschike Rabbani war in allen Provinzen gut vernetzt. Aber war die Hoffnung, die Karzai und der Westen auf ihn und den „High Peace Council“ setzten, jemals realistisch?

Die Taliban hatten bereits Rabbanis Ernennung als Beleidigung empfunden, denn er war ihnen verhasst – Karzai wusste das genau. Als Botschaft kam bei den Taliban an, der Friedensrat werde mehr Finte als Ort der Aussöhnung sein.

Für diese Interpretation sprach auch, dass in dem Gremium weder prominente Ex-Taliban oder die frühere Königsfamilie

vertreten waren, ja noch nicht einmal die einflussreichen Brüder von Ahmed Schah Massud, des vor zehn Jahren ermordeten Militärchefs der Nordallianz. So gelang es Rabbani bis zu seinem Tod gerade mal, etwa 2000 Taliban-Kämpfer zur Aufgabe zu bewegen, meist unbedeutende Mitläufer.

Bei seinen Reisen durchs Land hatte Rabbani aber auch versucht, mit neuen Netzwerken die Position der alten Nordallianz zu stärken – für die Zeit nach dem Abzug des Westens. Denn die Tadschiken fühlen sich vom Paschtunen Karzai kaltgestellt. Der habe mit seiner „von außen herbeigeschafften Regierungsmannschaft“ jene nationalen Führer verdrängt, die erfolgreich gegen die Sowjetunion und die Taliban gekämpft hätten, hatte Rabbani im Mai 2007 gesagt, als er den SPIEGEL empfing – in jenem Haus, in dem er nun ermordet wurde.

Die Taliban haben längst erkannt, dass ihnen die Tadschiken, die sehr stark in der neuen afghanischen Armee vertreten sind, wieder gefährlich werden könnten. Zug für Zug räumten sie in den letzten Monaten die Führungsschicht ihrer einstigen und künftigen Feinde ab, so allein drei einflussreiche Polizeichefs. Die Opfer waren Tadschiken und frühere Kommandeure der Nordallianz.

Die Anschläge zeigen, wo die Frontlinie verlaufen wird, sobald das Hindukusch-Abenteuer für die Nato Geschichte ist: Rabbanis Tod, kündigte der Kabuler Experte Haroun Mir an, werde „die ethnische und geografische Teilung“ Afghanistans vertiefen – die zwischen den Tadschiken im Norden und den Paschtunen im Süden, der Heimat der Taliban.

Welchen Sinn können da noch jene Gespräche haben, die Amerikaner und Taliban miteinander führen und in die zweimal sogar deutsche Vermittler involviert waren? Die Taliban seien zu keinen ernsthaften Zugeständnissen bereit, bekannte jüngst der neue US-Botschafter in Kabul.

Zudem weisen die Amerikaner darauf hin, dass viele Anschläge offenbar mit Unterstützung des pakistanischen Geheimdienstes ISI durchgeführt wurden. Auch diese Taliban-Unterstützer haben bisher alles dafür getan, dass die Gespräche erfolglos blieben.

Ernst meinten es dagegen die Tadschiken, die sich vorige Woche vor der Villa des getöteten Rabbani versammelten. „Die Anhänger des Märtyrers werden dieses Verbrechen rächen“, versprach Gouverneur Atta. Und Amrullah Saleh, der unter Karzai vorübergehend Geheimdienstchef war, kündigte an: „Es wird Zeit, dass wir uns zusammentun und die Taliban schlagen.“

Am Hindukusch, wo seit über 30 Jahren gekämpft wird, ist wirklicher Friede nicht in Sicht. Christian Neef

WITOLD KRASSOWSKI / DER SPIEGEL

**Wahlkämpfer Kaczyński auf einer Gedenkfeier für seinen Bruder:** *„Führe uns“*

POLEN

# Der einsame Zwilling

Jaroslaw Kaczyński steuert auf eine Niederlage bei der Parlamentswahl zu. Seit dem Tod seines Bruders hat ihn der politische Instinkt verlassen.

Der 10. September fällt in diesem Jahr auf einen Samstag. Es ist früher Morgen und Warschaus Prachtstraße „Krakauer Vorstadt“ ist wie leergefegt. Die Boomstadt schläft noch. Boutiquen und Cafés sind geschlossen.

Vor der Kirche zur Himmelfahrt Mariens und des heiligen Józef wehen ein paar rot-weiße Flaggen. Wie an jedem 10. eines Monats versammelt sich um diese frühe Stunde eine Trauergemeinde: Einige Gläubige tragen T-Shirts mit dem Porträt des verunglückten Präsidenten Lech Kaczyński. Wieder einmal sind sie gekommen, um des Flugzeugabsturzes zu gedenken, bei dem vor 17 Monaten das Staatsoberhaupt, seine Frau Maria sowie 94 Politiker, Kirchenfürsten und Offiziere ums Leben kamen.

Für die Warschauer Kirchgänger hat sich an jenem 10. April 2010 um 8.56 Uhr ein polnisches Schicksal erfüllt: Erneut ist das Land unschuldig Opfer einer Tragödie geworden. Dunkle Mächte müssen da am Werk gewesen sein. Einer der Demonstranten verkauft Bücher mit dem Titel „Der Anschlag von Smolensk“, ein anderer hat mit der Laubsäge Buchstaben ausgesägt und sie an seinem Banner angebracht. „Führe uns!“ steht da – und es ist nicht klar, wen er meint: den lieben Gott oder den prominentesten Besucher des Trauergottesdienstes, Jaroslaw Kaczyński.

Der Zwillingsbruder des Toten rollt in einer Limousine mit verdunkelten Scheiben an. Wie immer trägt er Schwarz,